

## T a i t i.

Ida Pfeiffer erzählt in ihrer „Frauenfahrt um die Welt.“

Am folgenden Morgen, am 39. Tage unserer Reise, befanden wir uns im Angesichte Taiti's und der gegenüber liegenden Insel Emao, auch Moreo genannt. Die Einfahrt in den Hafen Taiti's, Pepeiti, ist eine der gefährlichsten; Corallenriffe umgeben ihn gleich einer Festung; wild zischend und brausend schlägt die Brandung von allen Seiten auf, und für die Einfahrt bleibt nur ein schmaler Raum offen.

Ein Lotse kam uns entgegen, und obwohl der Wind so ungünstig war, daß die Segel alle Augenblicke umgestellt werden mußten, führte er uns doch glücklich in den Hafen ein. Als wir später ans Land gestiegen waren, wünschte man uns herzlich Glück dazu; man hatte unsere Einfahrt mit Angst verfolgt und bei der letzten Wendung des Schiffes schon sehr gefürchtet, es auf eine Corallenbank laufen zu sehen. Dies Unglück wiederfuhr einem der französischen Kriegsschiffe, das nun schon seit mehreren Monaten hier vor Anker liegt und mit der Ausbesserung des Schadens beschäftigt ist.

Noch war der Anker nicht gefallen, so umgaben uns schon ein halb Duzend Piroguen (Kähne) mit Indianern, die von allen Seiten auf das Deck kletterten und uns Früchte und Muscheln anboten, aber nicht wie einst, gegen rothe Lappen oder Glasperlen, — diese goldenen Zeiten für die Reisenden sind vorüber — sie verlangten Geld und waren in ihrem Handel so gewinnlüchtig und geschickt wie die civilisirtesten Europäer. Ich bot einem der Indianer ein Ringelchen von Bronze; er nahm es, beroch es, schüttelte den Kopf und gab mir sogleich zu verstehen, daß es nicht von Gold sei. Er bemerkte einen Ring an meinem Finger, faßte nach meiner Hand, beroch ebenfalls den Ring, verzerrte das Gesicht in ein freundliches Lächeln und deutete mir an, ihm diesen zu geben. — Ich hatte späterhin mehrfache Gelegenheit zu bemerken, daß diese Insulaner das echte Gold vom falschen durch den Geruch zu unterscheiden verstehen.

Die Insel Taiti stand vor mehreren Jahren unter englischem Schutze, genießt aber jetzt den französischen. Lange war sie ein Zankapfel zwischen beiden Nationen, bis im November 1846 Friede geschlossen wurde. Die Königin Pomare, die sich nach einer andern Insel geflüchtet hatte, war vor fünf Wochen nach Pe-

peiti zurückgekommen. Sie bewohnt hier ein Häuschen von vier Zimmern und speißt täglich sammt Familie beim Gouverneur. Die französische Regierung läßt ihr ein anständiges Haus bauen und gibt ihr jährlich eine Pension von 25,000 Franken. Sie darf keinen Fremdenbesuch ohne Bewilligung der französischen Behörde empfangen; man erhält aber diese Bewilligung sehr leicht.

Pepeiti war voll französischen Militärs, und mehrere Kriegsschiffe lagen im Hafen.

Der Ort hat 3—400 Einwohner und besteht aus einer Reihe kleiner hölzerner Häuschen längs des Hafens, die durch Gärten getrennt sind. Im Hintergrunde schließt sich unmittelbar ein schöner Wald an, in welchem noch viele Hütten zerstreut liegen.

Die vorzüglichsten Gebäude sind: das Haus des Gouverneurs, die französischen Magazine, das Militär-Bathhaus, die Kaserne und das Haus der Königin, das aber noch nicht ganz fertig war. Uebrigens wurden überall viele kleine hölzerne Häuser, häufig nur aus einem Zimmer bestehend, gebaut, um dem Mangel an Wohnungen so schnell als möglich abzuhelfen, der zur Zeit meiner Anwesenheit so groß war, daß selbst höhere Offiziere mit den erbärmlichsten indianischen Hütten vorlieb nehmen mußten.

Ich suchte vergebens irgend ein Kämmerchen zur Miethe zu bekommen und ging von Hütte zu Hütte; aber alles war besetzt. Ich mußte mich endlich mit einem Fleckchen in einer Hütte begnügen. Dies fand ich bei einem Zimmermanne, in dessen Gemache bereits vier Personen wohnten. Man wies mir einen Platz hinter der Thüre an, der gerade sechs Fuß lang und vier Fuß breit war. Der Boden war nicht gediebt — die Wände bestanden aus Staketen — von einem Bettgestelle oder einem Stuhle war keine Rede, und dennoch mußte ich pr. Woche 1 fl. 30 fr. C.M. bezahlen.

Die Wohnung oder Hütte eines Indianers besteht entweder aus einem Palmblätterdache, das auf mehreren Pfählen ruht, oder auch aus Wänden von Staketen. Jede Hütte bildet nur ein Gemach, das von 20 bis 50 Fuß lang, von 10 bis 30 Fuß breit ist, und oft mehrere Familien zugleich beherbergt. Die Einrichtung bilden schön geflochtene Strohmatten, einige Decken, ein Paar hölzerne Kisten und einige Schemel; letztere gehören aber schon zum Ueberflusse. Der Kochgeschirre bedürfen die Indianer nicht, ihre Gerichte sind ohne Suppen und Saucen, und werden ganz einfach zwischen glühenden Steinen gebraten.

Ihr ganzes Bedürfniß besteht aus einem Messer und einer Cocusschale als Gefäß für das Wasser.

Vor den Hütten oder am Strande liegen ihre Pirogen (ausgehöhlte Baumstämme), die so schmal, leicht und klein sind, daß sie stets umstürzen würden, wenn nicht an einer der Seiten oben und unten fünf bis sechs Fuß lange Stangen befestiget wären, die durch eine Querstange verbunden sind und so das Gleichgewicht erhalten. Dessen ungeachtet schlägt ein solcher Kahn, wenn man nicht äußerst vorsichtig einsteigt, sehr leicht um, und als ich einmal damit an unser Schiff gefahren kam, erschrak der gute Kapitän sehr, zankte mich sogar in seiner Gutmüthigkeit aus und beschwor mich, es ein zweites Mal nicht mehr zu versuchen.

Der Anzug der Indianer ist seit der Niederlassung der Missionäre (ungefähr 50 Jahre) ziemlich anständig, besonders in der Nähe Pepeiti's. Männer und Weiber tragen eine Art Schürze aus farbigem Zeuge, Pareo genannt, die sie um die Lenden schlagen. Bei den Weibern reicht dieser Pareo bis an die Knöchel, bei den Männern bis über die Schenkel. Die Männer haben darüber ein kurzes farbiges Hemd und darunter auch häufig eine weite Hose — die Weiber eine Art langer, faltenreicher Blouse. Beide Geschlechter tragen Blumen in den Ohrläppchen, welche letztere so stark durchstochen sind, daß der Stängel jeder Blume leicht durchgezogen werden kann. Die Indianerinnen, alt und jung, schmücken sich außerdem mit Blätter- und Blumenkränzen, welche sie höchst kunstvoll und zierlich zu verfertigen verstehen. Auch Männer sah ich häufig Blätterkränze tragen.

Bei festlichen Gelegenheiten werfen sie über den gewöhnlichen Anzug noch ein Oberkleid, Tiputa genannt, dessen Stoff sie selbst verfertigen, und zwar von der Rinde des Brod- und Cocusbaumes. Die Rinde wird, wenn sie noch zart ist, mit Steinen so lange geklopft, bis sie dünn wie Papier ist, und hierauf gelb und braun gefärbt.

Eines Sonntags ging ich in das hölzerne Bethaus, um das Volk versammelt zu sehen\*). Vor dem Eintritte in das Gotteshaus legten alle ihre Blumen ab, mit denen sie sich beim Herausgange wieder schmückten. Einige der Indianerinnen hatten schwarze Atlas-Blousen an und europäische, höchst altmodische Damenhüte auf. Man konnte nicht leicht etwas häßlicheres sehen, als diese plumpen Köpfe und Gesichter unter den Damenhüten.

Während die Psalmen gesungen wurden, herrschte einige Aufmerksamkeit, und viele vom Volke sangen ganz artig mit. Beim Vortrage des Geistlichen aber

\*) Alle Indianer sind Christen (Protestanten), aber wohl nur dem Namen nach.

bemerkte ich auch nicht die geringste Andacht — die Kinder spielten, schäkerten und aßen, die Erwachsenen schwatzten oder schliefen, und obwohl man mich versicherte, daß viele der Eingebornen lesen und sogar schreiben könnten, sah ich doch nur zwei Greise von ihren Bibeln Gebrauch machen.

Der Menschenschlag ist ausgezeichnet kräftig und stark. Männer von sechs Fuß Höhe gehören nicht zu den Seltenheiten. Die Weiber sind ebenfalls sehr groß, aber gar zu kräftig — man könnte sie plump nennen. Die Gesichtszüge der Männer sind hübscher als jene der Frauen. Sie haben sehr schöne Zähne und dunkle schöne Augen, aber meist einen großen Mund, dicke Lippen und häßliche Nasen. Man drückt den neugeborenen Kindern den Nasenthorpelt ein wenig ein, wodurch die Nase flach und breit wird. Diese Mode scheint beim weiblichen Geschlechte besonders beliebt zu sein, denn bei ihnen sieht man die häßlichsten Nasen. Das Haar ist kohlschwarz und dicht, aber grob; Weiber und Mädchen tragen es gewöhnlich in einen oder zwei Zöpfe geflochten. Die Hautfarbe ist kupferbraun. Tätowirt sind alle, meist von den Hüften bis über die halben Schenkel; selten erstreckt sich diese Zierde auf Hände, Füße, oder andere Theile des Körpers. Die Zeichnungen erscheinen arabeskenartig, sehr regelmäßig, kunstvoll zusammengesetzt und geschmackvoll ausgeführt.

Daß die Menschen hier so kräftig und schön gebaut sind, ist um so wunderbarer, wenn man weiß, wie ausgelassen und sittenlos sie leben. Mädchen von sieben bis acht Jahren haben ihre kleinen Liebhaber von zwölf bis dreizehn Jahren, worüber sich die Eltern freuen. Je größer die Zahl der Liebhaber, desto mehr Ehre für das Mädchen. So lange ein Mädchen nicht verheirathet ist, lebt sie so ungebunden als nur immer ein Wüstling zu leben vermag — selbst als Weiber sollen sie nicht die getreuesten Gattinnen sein.

Ich hatte mehrmals Gelegenheit ihren Tänzen beizuwohnen. Es sind dies die unanständigsten, die ich je gesehen. Und dennoch würde mich jeder Maler um solch eine Scene beneiden. Man denke sich einen Hain von prächtigen Palmen und andern Riesebäumen der heißen Zone, darunter offene Palmenhütten und eine Schaar fröhlicher Indianer, die sich versammeln, um den herrlich herannahenden Abend nach ihrer Art zu feiern. Sie bilden vor einer der Hütten einen Kreis, in dessen Mitte zwei herkulische, halbnackte Indianer sitzen, die auf kleine Trommeln nach dem Takte tapfer schlagen. Fünf ähnliche Kolosse sitzen vor ihnen und machen mit dem Oberkörper die schrecklichsten und heftigsten Bewegungen — ganz besonders mit den Armen, Händen und Fingern; von letzteren wissen sie jedes Glied einzeln zu bewegen. Es schien mir, als wollten sie durch diese Ge-

berden vorstellen, wie sie den Feind verjagen, seiner Feigheit spotten, sich ihres errungenen Sieges freuen u. s. w. Dabei stoßen sie fortwährend ein mißtönendes Geheul aus und verzerren die Gesichter auf das gräßlichste. Im Anfange wüthen die Männer ganz allein auf dem Schauplaze, bald aber stürzen zwei weibliche Gestalten aus den Reihen der Zuseher hervor und tanzen und toben wie Besessene; — je unanständiger, frecher und ausgelassener ihre Gebärden und Bewegungen sind, desto stürmischer fallen die Beifallsbezeugungen aus. — Die ganze Vorstellung währt höchstens zwei Minuten, die Pause der Ruhe nicht viel länger, worauf sie wieder auf's neue beginnen. Eine solche Unterhaltung dauert oft Stunden lang fort. Jünglinge nehmen selten Theil am Tanze.

Eine große Frage ist, ob der Unsittlichkeit der Indianer durch das Benehmen der gebildeten Franzosen gesteuert wird?! So viel ich beobachtete oder auch von erfahrenen Leuten vernahm, mag vor der Hand wenig zu hoffen sein. — Im Gegentheil lernen die Eingebornen jetzt eine Menge unnöthiger Bedürfnisse kennen, in Folge deren die Begierde nach Geld in ihnen schrecklich erwacht ist. Da sie nun von Natur aus sehr träge sind und durchaus nicht arbeiten wollen, so haben sie das weibliche Geschlecht zum Mittel des Erwerbes ausersehen. Eltern, Geschwister, ja Ehemänner führen ihre Angehörigen den Fremdlingen zu. Die Weiber sind es auch zufrieden, indem sie so auf leichte Art Puz für sich und Geld für die Ihrigen erlangen. Jedes Haus eines Offiziers ist das Stelldichein mehrerer eingeborner Schönen, die da zu jeder Stunde des Tages aus- und eingehen. Selbst außer dem Hause nehmen sie es nicht sehr genau, sie begleiten gleich jeden Mann, und keiner der Herren entzieht sich solch einer Begleiterin.

Als Frau in vorgerücktem Alter ist es mir wohl erlaubt, über derlei Gegenstände Bemerkungen zu machen, und ich muß offen gestehen, daß, obwohl ich viel in der Welt herum gereist bin und viel gesehen habe, mir noch nie so ein öffentlich schamloses Betragen vorgekommen ist.

Ich will nur einer kleinen Scene erwähnen, welche sich einst vor meiner Hütte zutrug und als Beleg meiner Behauptung dienen mag.

Vier dicke Grazien kauerten in gar anmuthigen Stellungen beisammen auf dem Boden und rauchten Tabak. Da kam ein Offizier vorüber, erblickte das reizende Bild und siehe — er eilte im Sturmschritte darauf zu und erfaßte eine der Holden an der Schulter. Anfangs sprach er in sanften Worten zu ihr, die sich aber bald unter steigendem Zorne in ein gewaltiges Schreien und Schimpfen verwandelten. Doch weder Bitten noch Drohungen machten den geringsten Eindruck auf das zart sinnige Wesen; es blieb

ruhig in seiner Stellung, rauchte gemüthlich fort und würdigte den wuthentbrannten Seladon keines Blickes, viel weniger eines Wortes. Der erboste Geliebte vergaß sich so weit, dem Mädchen die goldenen Reifen aus den Ohren zu lösen und ihr zu drohen, sie all' des Puzes zu berauben, den er ihr geschenkt habe. Auch dies war nicht vermögend, das Mädchen aus ihrem stumpfen Gleichmuth zu bringen, und der tapfere Offizier sah sich am Ende gezwungen das Feld zu räumen.

Aus den Reden, die er halb in französischer, halb in der Landessprache hielt, entnahm ich, daß ihn das Mädchen in Zeit von drei Monaten an vier hundert Franken gekostet, die er für Puz und Geschmeide ausgegeben hatte. Ihre Wünsche waren nun erfüllt, und sie ließ ihn ohne weiters laufen.

Ich hörte sehr häufig das Gefühl, die Anhänglichkeit und Güte dieses indianischen Völkchens rühmen; kann aber hierin nicht unbedingt beistimmen. Ihre Güte will ich gerade nicht bestreiten: sie laden den Fremdling bereitwillig zum Mahle, schlachten wohl auch feinetwegen ein Schweinchen, theilen ihr Lager mit ihm u. s. w.; allein das sind Dinge, die ihnen keine Mühe machen, — und bietet man ihnen Geld dafür, so nehmen sie es ziemlich gierig, ohne sich auch nur dafür zu bedanken. Gefühl und Anhänglichkeit aber möchte ich ihnen beinahe ganz absprechen; ich sah nur Sinnlichkeit und keine der edlen Leidenschaften. Im Verlaufe meiner Reisen auf dieser Insel werde ich wiederholt darauf zu sprechen kommen.

Am 1. Mai ward ich Zeuge einer äußerst interessanten Scene. Es wurde das Namensfest des französischen Königs Louis Philipp gefeiert, und der Gouverneur, Herr Bruat, bot alles auf, das taktische Völkchen auf's beste zu unterhalten. Des Vormittags führten die französischen Matrosen ein kleines Kampfspiel zur See aus. Mehrere Boote, mit tüchtigen Rudern versehen, stachen in die See. Am Bordertheile jedes Bootes war eine Art Treppe oder Leiter errichtet, auf welcher ein Kämpfer, mit einem Stocke versehen, stand. Die Boote wurden ganz nahe zusammen gelenkt, und die Kämpfer versuchten einer den andern von seinem Standpunkte in die See zu stoßen. Ferner war ein Maibaum errichtet, an dessen Spitze farbige Hemden, Bänder und andere Kleinigkeiten flatterten, die jedem, der hinauf klettern wollte, zu Gebote standen. — Mittags wurden die Chefs und Vornehmen des Volkes bewirthet. Auf dem Wiesenplaze vor des Gouverneurs Hause wurden Lebensmittel, als: gesalzenes Fleisch, Speck, Brod, gebratene Schweine, Früchte u. d. in vielen Haufen aufgeschichtet. Aber statt daß sich die Gäste herumlagerten, wie man vermuthet hatte, so theilten die Chefs alles in Portionen, und jeder trug seinen Theil nach Hause, — Abends war Feuerwerk und Ball.

Nichts fand ich interessanter als diesen Ball. Hier sah man die schroffsten Gegensätze von Kunst und Natur — die elegante französische Dame neben der plumpen, braunen Indianerin, den Stabsoffizier in voller Uniform neben dem halbnackten Insulaner. Viele der Eingebornen hatten zwar diesen Abend weite, weiße Hosen an und ein Hemd darüber; doch gab es auch andere, die außer dem Pareo und dem kurzen Hemde keine weiteren Kleider auf dem Körper hatten. Einen häßlichen Anblick gewährte in diesem Anzuge einer der Chefs, der mit der Elephantiasis\*) behaftet war,

Ich sah diesen Abend die Königin Pomare zum erstenmal. Sie ist eine Frau von 36 Jahren, groß und plump gebaut, doch noch ziemlich gut erhalten. (Uebrigens fand ich, daß die Weiber hier weniger schnell verblühen als unter andern heißen Himmelsstrichen.) Das Gesicht ist nicht übel und ein äußerst gutmüthiger Zug spielt um Mund und Kinn. Sie war in ein Kleid oder vielmehr in eine Art Blouse von himmelblauem Atlas gehüllt, um welche kostbare schwarze Blonden in doppelten Reihen genäht waren. In den Ohren trug sie große Jasminblüthen, im Haare einen Blumenkranz — in der Hand hielt sie höchst zierlich ein feines Taschentuch, das schön gestickt und mit breiten Spitzen besetzt war. Für diesen Abend hatte sie ihre Füße in Strümpfe und Schuhe gezwungen (sonst geht sie barfuß). Der ganze Anzug war ein Geschenk des Königs von Frankreich.

Der Königin Gemahl, jünger als sie, ist der schönste Mann auf Taiti. Die Franzosen nennen ihn scherzweise: Prinz Albert von Taiti, nicht nur seiner Schönheit wegen, sondern auch, weil er, wie Prinz Albert in England, nicht König, sondern nur „Gemahl der Königin“ genannt wird. Er hatte eine französische Generalsuniform an, die ihm sehr gut ließ, um so mehr da er sich recht gut darein zu schicken wußte; nur durfte man seine Füße nicht beobachten, sie waren gar zu plump und häßlich geformt.

Außer diesen beiden hohen Personen befand sich noch ein königliches Haupt in der Gesellschaft, der König Oume, Besitzer einer der benachbarten Inseln. Dieser sah höchst komisch aus; er hatte über weite, aber kurze weiße Beinkleider einen Männerrock von schwefelgelbem Kattun, der ganz gewiß von keinem Pariser Künstler gemacht war, denn er erschien als eine wahre Musterkarte von lauter Fehlern. Dieser König ging barfuß.

Die Gesellschaftsdamen der Königin, vier an der

\*) Die Elephantiasis äußert sich auch hier gewöhnlich an den Füßen bis an die Schenkel hinauf. Diese Theile des Körpers sind dann hoch angeschwollen, voll Schuppen und Finnen, so daß man sie wahrlich für Elefantenfüße halten könnte.

Zahl, die Frauen und Töchter der Chefs waren meist in Blousen von weißem Mouslin gekleidet. Sie hatten auch Blumen in den Ohren und Kränze in den Haaren. Ihr Benehmen, ihre Haltung war im Durchschnitt zum Erstaunen gut. Ja, drei der jungen Damen tanzten sogar mit Offizieren die französische Quadrille, ohne die Figuren zu verfehlen. Nur war ich stets für ihre Füße bange, denn außer dem königlichen Ehepaar trug Niemand Schuhe oder Strümpfe. — Einige alte Weiber erschienen in europäischen Damenhüten. Junge Weiber brachten ihre Kinder mit, sogar die ganz kleinen, denen sie, um sie zur Ruhe zu bringen, ohne Umstände vor aller Augen die Brust reichten.

Ehe man zu Tische ging, verlor sich die Königin in ein Nebengemach, um einige Cigarren zu rauchen; ihr Gemahl vertrieb sich die Zeit am Billard.

Bei Tische kam ich zwischen Prinz Albert von Taiti und den kanariengelben König Oume zu sitzen. Beide waren in der Bildung schon so weit gekommen, mir die gewöhnlichen Tisch-Aufmerksamkeiten zu erweisen, als: das Glas mit Wasser oder Wein anzufüllen, die Speisen zu reichen, u. s. w. Man sah, daß sie sich Mühe gaben, die europäischen Sitten so viel als möglich zu erlernen. Nichts desto weniger fielen doch dann und wann einige der Gäste aus ihrer Rolle; — so verlangte z. B. die Königin beim Dessert einen zweiten Teller, den sie mit Naschereien anfüllte und bei Seite stellen ließ, um ihn mit nach Hause zu nehmen. Andere mußte man abhalten, dem edlen Champagnerwein nicht gar zu sehr zuzusprechen; doch ging die Unterhaltung im Ganzen fröhlich und anständig zu Ende.

In der Folge speiste ich mehrmals in Gesellschaft der königl. Familie beim Gouverneur. Die Königin erschien dabei in ihrer Landestracht, mit dem farbigen Pareo und dem Hemde, eben so der Gemahl, — beide gingen barfuß. Der künftige Thronerbe, ein Knäblein von neun Jahren, ist mit der Tochter eines benachbarten Königs verlobt. Die Braut, einige Jahre älter als der Prinz, lebt am Hofe der Königin Pomare und wird in der christlichen Religion, in der taitischen und englischen Sprache unterrichtet.

Im Hause der Königin geht es höchst einfach zu. Vor der Hand, bis das Steinhaus, das ihr von dem französischen Gouvernement gebaut wird, fertig ist, bewohnt sie ein hölzernes Häuschen von vier Zimmern, welche zum Theil mit europäischen Möbeln versehen sind.

### Longchamp.

Die Geschichte von Longchamp könnte Stoff zu einem merkwürdigen Buch geben. — Ganz in der Nachbarschaft von Paris, fast zwischen dem Boulog-

ner  
lag  
die  
gar  
den  
mar  
kön  
Jah  
der  
Hau  
ten  
imm  
Klo  
und  
gela  
auff  
geist  
wer  
künf  
schli  
um  
ziehu  
Blü  
in de  
stag  
sterk  
reiste  
Klar  
im S  
zuerf  
und  
Hau  
hielt,  
zog.  
keit  
irdis  
zogen  
Welt  
und  
freier  
Gern  
glänz  
der S  
von  
der T  
gerfa  
Welt  
der G  
sogar  
durch  
tung  
der G  
Stan  
chen,  
den, u

ner Wäldchen und den heutigen elysäischen Feldern lag in einer etwas wilden und romantischen Gegend die Abtei und das Kloster Longchamp, in welchem gar manche berühmt gewordene Schönheit ihre Sünden zu büßen Nonne geworden war, und in dem manche der Nonnen auch noch fortsündigte und königliche Besuche annahm. Doch hatte mehrere Jahrhunderte die früher daselbst herrschende Einfachheit der Sitten sich trotz der Nachbarschaft der sittenlosen Hauptstadt rein und die strenge Klosterzucht zu erhalten gewußt. Erst im XVII. Jahrhundert ergriff die immer mehr einreißende Sittenverderbnis auch diese Klostergemeinde, machte aber dann auch so schnelle und so reißende Fortschritte, daß sich selbst die Ausgelassenheit der Hauptstadt noch über den Skandal aufhielt, und die Abtei sah bald ihrem zeitlichen und geistlichen Ruin entgegen. — Den ersten Grund dazu, wer sollte es denken, gab die Himmelstochter, Tonkunst genannt, unter dem Deckmantel der Musik schlich sich das Laster in die heiligen Mauern ein und, um jene zu lernen und außerdem eine glänzende Erziehung zu erhalten, sandten die ersten Familien die Blüthe ihrer Töchter nach Longchamp. — Drei Tage in der heiligen Charwoche, den Mittwoch, Donnerstag und Charfreitag hörte man die Gewölbe der Klosterkirche von Longchamp von den harmonischsten und reifsten Silbertönen und Accorden wiederhallen, deren Klänge man in der That versucht war den Engeln im Himmel zuzuschreiben. Diese Musik war es, die zuerst den königlichen Hof und was zu ihm gehörte, und sodann den ganzen hohen und niedern Adel der Hauptstadt, und was sie sonst von Notabilitäten enthielt, während der heiligen Woche nach Longchamp zog. Aber was zuerst ein Magnet für die Frömmigkeit gewesen, wurde bald zu einem Magnet profaner irdischer Gelüste, die Ehre der weiblichen Engel zogen die der männlichen Teufel an, und für die Welt Damen war dies eine Gelegenheit, dem Puz- und Toiletenteufel, von dem sie besessen waren, freien Lauf zu lassen. Von Paris, Versailles, St. Germain drängten sich während den drei Tagen die glänzendsten Equipagen nach Longchamp; die Kleider der Hofbeamten und reichen Finanzmänner starrten von Goldstickereien, und die Köpfe, Hälse und Busen der Damen blitzten von Brillanten: es war eine Pilgerfahrt, eine Wallfahrt, die einzige ihrer Art in der Welt. Da aber bald der Skandal zu arg wurde, und der Chronik scandaleuse gar mancherlei Stoff lieferte, sogar Ent- und Verführungen von angesehenen und durch angesehene Personen Leben in die Unterhaltung der ganzen Stadt brachte, so fand sich endlich der Erzbischof von Paris bewogen, dem frommen Skandal und diesen Pilgerfahrten ein Ende zu machen, indem er die das Lob des Allmächtigen preisenden, und die Gelüste der ohnmächtigen Menschent-

der anregenden musikalischen Uebungen plötzlich einstellte. Man hörte die Nonnen und ihre Schülerinnen nicht mehr in dem Halbdunkel der Abende in der mystisch und spärlich erleuchteten Kirche singen, auch in der heiligen Woche blieb es jetzt schweigsam und stille, wenigstens in der Kirche und den Kreuzgängen des Klosters, und die hübschen Nonnen mußten zu ihrem großen Leidwesen ihre Andacht in der alltäglichen Einsamkeit verrichten.

Indessen war es einmal Mode geworden, an diesen drei Tagen nach Longchamp zu fahren, und die fürstlichen, herzoglichen, gräflichen und andern Wapenwagen fuhren fort an denselben den Weg nach Longchamp einzuschlagen, jedoch umkehrend bevor sie die Abtei erreicht hatten. Aber bald war es nicht mehr die alte Aristokratie allein welche hier ihre Pracht ausstrahlte; reich gewordene Parvenüs, geldstolze und prunklüchtige Noturiers mischten sich unter die hochadeligen Staatskarossen, und was noch schlimmer war, berückichtigte Schönheiten vom zweitüchtigsten Ruf, das ganze Heer von reichen Wüstlingen unterhaltener Maitressen entfaltet hier eine Pracht und einen Luxus, der nicht selten die Wagen und Toiletten der legitimen Frauen der ersten Familien verdunkelte, und oft waren es die keuschen Ehemänner derselben, welche die Mittel zum Prunk dieser Dirnen hergaben, die sie ihren theuren Ehehälften mit Rauheit versagten. Noch mehr, diese Maitressen der vornehmsten Herren und Generalpächter maßten sich sogar an Ton und Mode anzugeben, und mehr als Eine Theaterprinzessin lachte der Fürstin ins Gesicht, deren Mann sie ruiniert hatte! . . . Das Gespann mehrerer derselben war nicht selten mit silbernen Hufeisen beschlagen, ihre Livreen strotzten von Goldborten, und die Kutschen mit Goldbrokat ausgeschlagen, waren mit den feinsten Malereien verziert. Aber auch diese Pilgerfahrten erreichten, wie alles Irdische, ihr Ende. Diesmal war es aber nicht die hohe Geistlichkeit, sondern die Sturmglöcke von 1789, die sie einstellte, und von der Abtei und dem Kloster selbst war ebenfalls bald jede Spur verschwunden, der revolutionäre nivellirende Hammer, der nichts verschonte, war auch über diese Gebäude weggegangen. — Aber nachdem er ausgewüthet, und mit dem Frieden auch die Lust und Liebe zum Prunk wiederkehrte, begannen die Longchampfahrten wieder und wurden abermals Modesache, und jetzt zeigt sich hauptsächlich die moderne plumpe Aristokratie der Geldsäcke und framt bei dieser Gelegenheit ihre Pracht nicht selten mit gar bizarrem Geschmack aus; nach Longchamp fahren heißt: sich vornehm nachlässig in pomphafter Toilette in einer modernen Calesche ausgestreckt vom Concordienplatz bis zum großen Rondel in den elysäischen Feldern fahren lassen, wieder umkehren, und

dieses einförmige Manöver ein paar Stunden lange wiederholen, wobei hauptsächlich Jäger, Kutscher, Lakaien und andere dienstbare Geister nebst Pferdegeschirr u. s. w. die Hauptrollen spielen.

### Landrinette-Hinne.

Da die graciöse Reiterkünstlerin Hinne mit der Ciniselli'schen Gesellschaft sich gegenwärtig hier produciren wird, so dürfte nachstehendes herrliches Gedicht, das der gefeierte deutsche Dichter Ferdinand Freiligrath in früheren Jahren auf sie schrieb, unsern Lesern nicht uninteressant sein.

#### I.

1824

Noch Knabe war ich, als Trompetenklang  
Früh Morgens einst zu meinen Ohren drang —  
Hinaus, hinaus, das sind Husaren!  
Kommt! Um die Ecke! Dort hat es geschallt!  
Dort auf dem Markt! — Da sah'n wir freilich bald,  
Daß die Trompeter keine Krieger waren.

Berittne zwar, fantastisch angethan!  
Zuerst ein Neger mit gestickter Fah'n!  
Darnach ein Mädchen, steh'nd auf stolzem Pferde!  
Sechs, sieben Jahr' alt! Mit der kleinen Hand  
Den Braunen zügelnd! Schimmernd im Gewand  
Der Amoretten! Lächelnd von Geberde!

Dann Frau'n und Männer, sitzend hoch zu Ross!  
Weh'n seidner Mäntel! Ritterlich Geschloß!  
Horn, Trommel, Federn und Barette!  
Und o, der Renner und Geschirre Pracht! —  
Doch dachten wir bei Tag und auch bei Nacht  
Zumeist nur an die Amorette.

Bereiter waren's! Andern Tags erhob  
Sich schon ihr Zelt, und wälzte sich ihr Lob  
Von Mund zu Munde durch die Straßen.  
Was Curtius! Was Verba gar auf Mi!  
Was Odyssee! Wir dachten nur an Sie,  
Bis endlich wir im Circus saßen.

Da sah'n wir denn, das wir bisher gekannt  
Aus Büchern nur, der Wunder altes Land!  
Bei'm Himmel, dieser Rennbahn Räume  
Umfaßten es: Helmzierden, Hermelin,  
Speerschwinger, Türken, schwarzer Augen Glüh'n,  
Wiehernde Klappen und verhängte Zäume!

Und über Allem sie, die kleine Fee  
Des über Nacht entstandnen Märchens! — Seh'  
Ich sie nicht heute noch, jetzt lächelnd  
Ihr schnaubend Thier, jetzt mit holdsel'gem Gruß  
Die Bahn durchsprengend, jetzt den kleinen Fuß  
Der Kreide bietend, immer lächelnd.

Wir zählten dreizehn, höchstens vierzehn Jahr',  
Die Kleine sieben! — Bei den Göttern, war  
Es zu verwundern, wenn wir Herrn  
Das Aug' erhoben zu der wilden Braut,  
Mit Kennermiene sagten: „Die wird gut!“,  
Und scheu sie grüßten aus der Ferne.

Du Meteor aus unsrer Knabenzeit,  
Es war uns wahrlich kein geringes Leid,  
Als du nun schiedest, Landrinette.  
Und, o der Thränen erst, als alle Welt  
Bald d'rauf erzählte, daß in Bielefeld  
Das Hälschen sie gebrochen hätte.

#### II.

1835

Kennt ihr die Leere, kennt den Eckel ihr? —  
Verdrossen durch die Gassen gingen wir;  
Das Wort ließ ich die Andern führen.  
Bei Gott, es war ein wichtiges Gespräch:  
Sie unterhielten sich den ganzen Weg  
Von Dirnen und von Staatspapieren.

Auf einer Ecke drauf ward Halt gemacht.  
Es war noch früh. „Was treibt ihr diese Nacht?“ —  
Gegähne durch die ganze Gruppe.  
„Nun denn! Theater, Café, Karoussel?“  
„Pah, seh'n wir lieber noch die Kenebel,“  
„Baptiste ist da mit seiner Truppe!“ —

So ging es denn zur Bude Loissets; —  
Wie sprudelte, ein übergroß Gefäß  
Vom Schaum des Volks der luft'ge Kasten!  
Trompetentusch! Die Pforte thut sich auf!  
Staub, Hufgestampf, ein ganzer Reiterhauf!  
Entblößte Säbel, weh'nde Quasten!

Sechs Türken und sechs Amazonen! — Ha,  
Sieh den Piqueur der Reiter! Jenen da!  
Den Schnurbart mit den prallen Schenkeln!  
Das ist Baptiste! Sieh, wie den Gaul er heßt!  
Sieh, mit den üpp'gen Reiterinnen jetzt  
Beginnt er frisch ein lustig Plänkeln.

Und wer führt die? Doch nicht die Kenebel?  
„Die,“ sagt man, hat ein lusterner Gefell,

Beschwazt, daß sie mit ihm entrinne.

„Sei's! Bald von selber trifft sie wieder ein!“

Wer aber mag die Amazone sein?

„Nun, wer denn anders, als die Hinne?“

Was, Hinne?... Teufel, doch dieselbe nicht,  
Die... Und wie Schuppen fiel's mir vom Gesicht!  
'Swar Minna Hinne! Landrinette!  
Zur prächt'gen Ros' erschloß die Knospe sich!  
Das Kind ward Weib, und einer Venus gleich  
Heut' jenes Tages Amorette!

O seltsam Treffen nach so langer Zeit!  
Damals ein Städtchen tief im Land — heut'  
Die Weltstadt dicht am Meeresstrande!  
Elf Jahre, Mädchen, sind seit dem entflohn!  
Du strahlst und blühst — ich aber stehe schon  
An meiner spät'sten Jugend Rande.

Du hast seitdem geritten und geschwärmt —  
Du Wilde, sprich, hast du dich auch gehärmt,  
Hast du gelitten und gejammert?  
O sprich, flob dieses süße Lächeln nie?  
Hast du wie Mignon eines Meisters Knie  
Still weinend niemals denn umflammt?

Ich? Einerlei! Frisch, Mädchen zieh' dein Schwert!  
Vorwärts! Laß sausen durch die Bahn dein Pferd!  
Laß fliegen seines Schaumes Flocken!  
Laß weh'n dein Kleid! Laß pochen deine Brust!  
Halt! So, nun ordne, deines Siegs bewußt,  
Dir lächelnd deine schwarze Locken!

Mich aber laß, o schöne Reiterin,  
Düster und ernst, wie ich es meistens bin,  
Verschränkten Armes vor dir stehen!  
Elf Jahre flogen — Dir, mein Kind, wie mir!  
Komm, laße mich mit trübem Lächeln dir  
In dein verzehrend Auge sehen!

### General von Willisen.

General von Willisen ist gegenwärtig gegen sechzig Jahre alt. Einer preussischen Adelsfamilie angehörig, wurde er bereits in früher Jugend für die militärische Laufbahn bestimmt und diente während des Feldzuges vom Jahre 1806 in einem Infanterieregiment als Junker. Nachdem die vaterländische Armee bei Jena und Auerstädt zersprengt worden war, zog er sich nach der Universitätsstadt Halle zurück, wo er den Studien sich widmend mehrere Jahre in stiller Zurückgezogenheit verlebte. Da der Saalkreis zum westphälischen Königreiche geschlagen wurde, so verfiel auch Willisen der nach französischem Vor-

bild geordneten Militärkonscription; sein Versuch, sich derselben zu entziehen, mißlang. Er wurde nach der damaligen Hauptstadt Kassel abgeführt und dort kurze Zeit lang in einem Thurm eingesperrt gehalten. Das geschah im Jahre 1809, als eben Oesterreich im Begriff stand, zum viertenmale seine Waffen gegen Frankreich zu erheben. Diese Weltverhältnisse waren Willisen's Flucht, welche er mit anscheinend großer Verwegenheit ausführte, günstig. Er wendete sich nach Wien, diente darauf in einem Freikorps, mit dem er in Tyrol und Italien focht, und trat einige Jahre später in preussische Dienste zurück.

Während der Jahre 1813 bis 1815 finden wir ihn als Hauptmann im Generalstabe des Feldmarschall Fürst Blücher. Es war dies damals eine gute Schule. Anfangs von Scharnhorst, dann von Gneisenau gelehrt und Männer, wie die späteren Generale v. Clausewitz und Grolmann in sich schließend, sammelten sich in diesem kleinen Offizierkorps außergewöhnliche Intelligenzen. Nach dem Friedensschlusse verblieb Willisen eine zeitlang in der gedachten Stellung und übernahm zu Ende der zwanziger Jahre den Unterricht in der Kriegsgeschichte im III. Cours der „allgemeinen Kriegsschule“ zu Berlin. Dieser Unterricht fußte auf einem festen und geschlossenen System der Kriegführung, welches wesentlich sein eigenes Werk und unabhängig ausgearbeitet, in Hinsicht auf die Grundsätze aber mit den Schriften des jetzigen kaiserlich russischen Generals v. Jomini die meiste Verwandtschaft hat. Von dem Satze ausgehend: „Die Aufgabe der Kriegskunst ist der Sieg“ und „der Sieg das Erreichen des militärischen Zweckes“, erkennt es in der Armee das Werkzeug zu diesem Zwecke und schreibt ihr als solchem zwei Haupteigenschaften zu: nämlich als erste und hauptsächlichste die Bedürftigkeit, und als zweite die Schlagfähigkeit. Der ersteren Eigenschaft zu genügen, ist aber Sache der „Lehre von den Verbindungen oder der Strategie, und der anderen die der Taktik oder der „Gefechtlehre“. Hieraus nun folgert Willisen, daß der Sieg über den Feind oder seine Vernichtung auf zwei Wegen zu erreichen ist, je nachdem man ihn in seiner Schlagfertigkeit angreift, das heißt sich auf seine Verbindungen stellt oder ihn schlägt. — Man wird bereits aus diesen wenigen Zügen erkennen, daß es dem System Willisen's nicht an strenger Folgerichtigkeit mangelt. Aber man hat es in Hinsicht auf die Voraussetzungen angegriffen, welche ihm unterliegen. Unter dem Einfluß dieses Widerspruches unternahm es Willisen im Jahre 1831 im preussischen Militärwochenblatt Aufsätze über den damals noch unentschiedenen polnischen Unabhängigkeitskampf zu veröffentlichen. Auch Rathschläge wurden darin den polnischen Heerführern erteilt und hierbei eine politische Gesinnung an den Tag

gelegt, die am Berliner Hof jederzeit nur Mißfallen finden konnte. Willisen, der damals Major war, fiel in Ungnade. Uebrigens machten seine Aufsätze damals nicht geringes Aufsehen. Sie waren klar, mit einer nicht wegzuläugnenden Schärfe und stellenweise politisch-warm geschrieben; aber der Ausgang des Kampfes nahm ihnen ein Bedeutendes von ihrem Interesse, weil die Entscheidung im entgegengesetzten Sinne, als der Verfasser sie vorausgesagt hatte, ausfiel. Willisen nämlich prophezeite: wenn die Russen unterhalb Modlin über die Weichsel gehen, so sind sie verloren. Nun, sie thaten es und nahmen bald darauf Warschau, womit der Krieg sein Ende erreichte.

Bedeutungsvoller als dieser Irrthum wurde für Willisen der Tod eines seiner wissenschaftlichen Gegner, der indeß bei Lebzeiten nie öffentlich gegen ihn aufgetreten war. Am 16. November 1831 starb der General von Klauswitz und bald darauf veröffentlichte seine Witwe Marie, geborene Gräfin Brühl (Oberhofmeisterin der Prinzessin von Preußen), jenes berühmt gewordene Werk „vom Kriege“ als erstes aus dem reichen literarischen Nachlasse ihres Gemahls. Bis zum Jahr 1835 wurde derselbe vollständig der Öffentlichkeit übergeben und man darf behaupten, daß seitdem eine neue Epoche für die Kriegswissenschaft begonnen hat. In diesen voluminösen Werken (zehn Bände) trat auch ein doctirender Stratege vor das Publikum, aber frei von allem Schematismus, ein Skeptiker, aber von unübertroffener Gründlichkeit und ein Meister in Form und Ausdruck. Willisen, der ein System der Kriegskunst so laut verkündet hatte, mußte auf jeder Blattseite dieser vielbewunderten und mehr noch ausgebeuteten Werke lesen, daß es kein solches gebe und geben könne. Eine lange Zeit widerstand er stumm. Endlich, als der Widerspruch lauter und immer lauter gegen ihn geworden, nahm er noch einmal alle Autorentkraft zusammen und übergab der Öffentlichkeit die „Theorie des großen Krieges,“ d. h. sein System in neu überarbeiteter Gestalt. Es war im Jahr 1840, als dieses Werk die Presse verließ. Vielsache Gegner sind seitdem dagegen aufgestanden, aber der bedeutendste und einzig würdige blieb nach wie vor der große Todte.

Während der ersten vierziger Jahre stand General v. Willisen, damals noch Oberst, in Stettin und Posen. In letzterer Stadt waren gerade zu jener Zeit nicht unerhebliche militärische Intelligenzen versammelt. Allen voran General v. Grolmann, der in seiner lebenswürdigen Weise lebhaft gegen Willisens System anfocht, und der damalige Ingenieurkapitän und Festungsbaudirektor Moritz von Prittwitz (auch als nationalökonomischer Schriftsteller bekannt, jetzt

aber Oberstlieutenant und Festungsbaudirektor zu Ulm.) Die Stellung, welche Willisen hier einnahm, war die eines Chefs vom Generalstab des fünften Armeekorps. Späterhin wurde er Kommandeur einer Brigade und Generalmajor. Das verblieb er bis zum Jahr 1848. Von seiner Stellung im Großherzogthum Posen als königl. Bevollmächtigter zur Zeit der Aprilerhebung erwähnen wir hier nichts; es sind diese Ereignisse noch allen im frischen Andenken. Im Herbst desselben Jahres befand sich der General im Lager des Feldmarschalls Radezky, wohnte der Belagerung von Malghera bei und verfaßte inzwischen sein letztes Werk über den italienischen Feldzug vom Sommer 1848.

Bei dem großen Avancement im Frühjahr und Sommer 1849 wurde Willisen übergangen und dieser Umstand, der mit seiner Wirksamkeit im Posenschen im unzweifelhaften Zusammenhang steht, veranlaßte ihn, seinen Abschied zu fordern, der ihm mit dem Titel als General-Lieutenant bewilligt wurde. — Wir entlehnen diese biographische Skizze einem bereits vor dem Ausbruch der Feindseligkeiten zwischen Dänemark und den Herzogthümern in der Ostsee-Zeitung erschienenen Aufsätze, der in seinem Detail durch und durch geeignet ist, die voreiligen Tadler und schwaghafte Verkleinerer des tapfern Feldherrn durch unbefangene und ungeschminkte Darstellung seiner reichen Erlebnisse im Feld wie im Kabinett und der Literatur zum Schweigen zu bringen.

### Miszellen.

— Der k. k. Oberst Pannasch hat ein neues Trauerspiel vollendet und beschäftigt sich zugleich mit Abfassung seiner Memoiren.

— Der geniale Dichter Emanuel Geibel, dessen Gedichte die zwanzigste Auflage erlebten, befindet sich seit einigen Tagen in Wien.

— An der Wiener Universität wurden kürzlich Disputationen von allgemeinem Interesse gehalten. Die Frage war Nachweisung der welthistorischen Bedeutung des Slavismus, des Romanismus und des Germanismus. In der Rede über den Slavismus, welche ein Slave, Hr. Swetis, hielt, kamen nur feindselige Ausfälle gegen den Germanismus vor, welche der zweite Redner, Hr. Malmer, in seiner Rede über die welthistorische Bedeutung des Germanismus so gründlich, artig und leidenschaftslos widerlegte, daß allgemeiner Beifall kaum enden wollte.